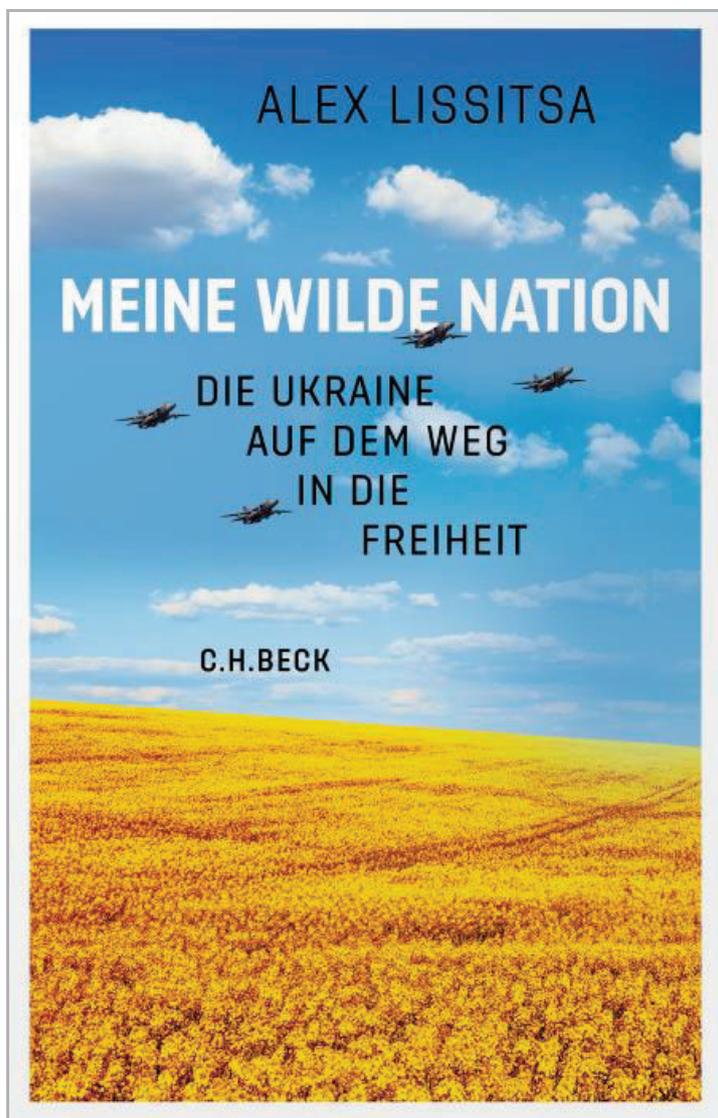


Unverkäufliche Leseprobe



Alex Lissitsa

Meine wilde Nation

Die Ukraine auf dem Weg in die Freiheit

2024. 288 S., mit 1 Karte
ISBN 978-3-406-81409-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36219790>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

ALEX LISSITSA

MEINE WILDE NATION

ALEX LISSITSA

MEINE WILDE NATION

DIE UKRAINE

AUF DEM WEG

IN DIE

FREIHEIT

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: geviert.com, Andrea Wirl
Umschlagabbildung: © shutterstock
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 81409 9



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

VORWORT

Noch ein Buch über die Ukraine? Seit dem russischen Überfall haben viele Menschen mein Land neu entdeckt und zum Teil auch besser verstanden. Tatsächlich gibt es eine Reihe interessanter Sachbücher über die Geschichte, Kultur und Politik der Ukraine. Kürzlich bin ich sogar auf ein Buch über Borschtsch gestoßen.

Das Buch, das Sie gerade in Händen halten, stammt von mir, einem ukrainischen Unternehmer, der in einfachen Verhältnissen in einem kleinen Dorf an der Grenze zu Russland aufgewachsen ist. Ich habe viele Jahre in Deutschland und im Westen verbracht und leite nun eines der größten Agrarunternehmen des Landes. Das Buch enthält meine Geschichte, meinen Weg durch diesen Krieg. Doch es will auch mehr sein: ein Porträt meiner wilden Nation und meiner Landsleute. Dabei beschreibe ich nicht nur die schönen Seiten, sondern auch meine Erfahrungen mit den vielen Problemen, wie zum Beispiel Korruption und politische Seilschaften.

In den ersten Tagen des Krieges erhielt ich viel Unterstützung von Bekannten aus aller Welt. Viele Freunde aus Deutschland, den USA, Australien und sogar ein Airbnb-Vermieter aus Buenos Aires, bei dem ich vor Jahren eine Wohnung gemietet hatte, meldeten sich und boten Hilfe an. Doch mich erreichten in dieser Zeit auch verstörende Nachrichten: Social Media-Postings und Links zu Äußerungen deutscher Politiker, in denen es sinngemäß hieß, die Ukraine habe keine Chance, den Krieg zu gewinnen, also solle man sich ergeben. Auf meine Nachfrage kam prompt die Antwort: Ihr seid doch alle Russen, warum wollt ihr kämpfen und sterben? Ich stand einige Tage unter Schock. Auch wenn der Überlebenswillen der Ukrainer diese Einschätzung bald Lügen strafte, prägten doch weiterhin viele Mythen und Missverständnisse das Bild der Ukraine in Deutschland. So wurde mir im Verlauf des Jahres 2022 klar, dass ein neues Buch über die Ukraine dazu beitragen könnte, das Leben und Denken in unserem Land den Lesern näher zu bringen.

Dieses Buch ist für diejenigen geschrieben, die Interesse an der Ukraine

haben und mein Land besser verstehen wollen. Ich möchte erklären, wo wir herkommen, aber auch aufzeigen, wo wir, nach dem Ende des Krieges, gemeinsam hinkönnen, wenn wir die richtigen Lehren aus der Vergangenheit ziehen. Dabei schließe ich die EU mit ein. Denn Veränderungen sind keine Einbahnstraße. Mit diesem Buch möchte ich meinen Beitrag dazu leisten, für die EU-Mitgliedschaft der Ukraine zu werben, aber auch um weitere Unterstützung im Krieg gegen Russland zu bitten. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Zukunft meines Landes in der EU liegt. Und es wäre für alle Europäer ein Gewinn, uns an Bord zu haben: Wir wären nicht nur im Bereich Agrarwirtschaft eine Bereicherung, indem wir die EU zu einem globalen Exporteur von Getreide und Ölsaaten machen. Auch im Bereich Digitalisierung und Innovationen hat die Ukraine große Fortschritte vorzuweisen und einiges anzubieten.

Alle in diesem Buch beschriebenen Erlebnisse und Gespräche haben sich so zugetragen wie geschildert. Um die Privatsphäre der beteiligten Personen zu wahren, vor allem aber, um ihre Sicherheit zu gewährleisten, habe ich mich dazu entschieden, einige Namen zu anonymisieren. Dass dies erforderlich ist, ist ein weiterer Beleg für die politisch, militärisch und gesellschaftlich sensible Lage, in der sich die Ukraine befindet und um die sich dieses Buch dreht.

An dieser Stelle möchte ich allen danken, die zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben, vor allem meinem Team und meinen vielen Freunden, die ständig an meiner Seite standen und stehen. Ein besonderer Dank geht an Stefan Heidenreich und Leonard Novy, die mit inhaltlichen Hinweisen und kritischen Fragen in vielen Gesprächen dazu beigetragen haben, dass aus unzähligen Erlebnissen und Gedanken am Ende ein lesbares Ganzes wurde. Nicht zuletzt danke ich dem C.H. Beck Verlag und insbesondere Sebastian Ullrich für die gute Zusammenarbeit bei der Fertigstellung des Buchs. Schließlich und vor allem: Dieses Buch gäbe es nicht ohne die Frauen und Männer, die unser Land täglich verteidigen; mir fehlen die Worte, um meinen Dank angemessen auszudrücken.

Kyjiw, im März 2024

DER ANRUF

Abends am 23. Februar klingelt mein Telefon. Auf dem Weg nach Hause bin ich durch die Bankowa-Straße gegangen, am Palast des Präsidenten vorbei. Ich schaue aufs Display. Es ist ein guter Freund von mir, der hin und wieder Zugang zu Informationen hat, die nicht für das Licht der Öffentlichkeit gedacht sind.

– Kannst du ins Avalon kommen? Jetzt. Gleich.

Er klingt ungewöhnlich aufgekratzt. Das Avalon liegt nicht weit weg von seinem Arbeitsplatz beim Geheimdienst der Ukraine.

– Um was geht es?

– Es ist dringend.

Eigentlich habe ich gar keine Zeit. Am nächsten Morgen will ich zusammen mit einigen Freunden für ein paar Tage nach Istanbul fliegen.

– Können wir das nicht am Telefon klären?

Er schweigt einen Moment. Ich schaue mich um. Hinter mir ragt die Fassade des Amtssitzes empor. Kein Wunder, dass Selenskyj dieses Haus nicht besonders mag. Es ist ein gespenstischer klassizistischer Klotz aus der Stalinzeit. Er hätte viel lieber von dem barocken, in einem Park über dem Fluss gelegenen Marienpalais aus regiert. Sicherheitsbedenken sprachen dagegen. Der Präsidentenpalast aus der Sowjetzeit war über etliche Tunnel und Bunker mit anderen Regierungsgebäuden verbunden.

– Nein. Sehen wir uns in fünfzehn Minuten im Avalon.

Wird es doch Krieg geben? Alle reden davon. Vor zwei Wochen stand ich an derselben Stelle, ebenfalls am frühen Abend, etwa um dieselbe Zeit. Ganz kurzfristig hatte der Präsident einen Termin mit unserem Unternehmensverband anberaumt. Am selben Vormittag hatte mich Hanna Derewjanko, die Chefin des Verbands, in heller Aufregung angerufen, um zu klären, wie wir noch möglichst viele Mitglieder zusammentrommeln können.

Mit Selenskyj waren wir bislang nicht besonders gut vorangekommen. Ich hatte immer den Eindruck gehabt, dass er uns Unternehmern misstrauisch gegenüberstand. Zu den meisten anderen Regierungen vor ihm besaß ich einen weitaus besseren Draht. Den Termin abzusagen, kam aber nicht in Frage. Schließlich handelte es sich um ein Treffen, hinter dem wir seit einem halben Jahr her waren. Ob sich nicht vielleicht ausgerechnet heute ein positives Ergebnis würde erreichen lassen, konnten wir nicht wissen. Oft arbeitet man Monate, wenn nicht gar Jahre für eine Sache. Nichts geht voran. Wenn sich dann die Tür auch nur einen Spalt weit öffnet, muss man den entscheidenden Schritt machen. Wer nicht schnell durchhuscht, kann sich nie sicher sein, ob und wann sich wieder eine Gelegenheit ergibt. Schließlich geht es um ein größeres Ziel: Wir wollen unser Land auf dem Weg nach Europa voranbringen. Die Ukraine soll als freies Land der Europäischen Union beitreten. Alles, was uns dabei hilft, müssen wir nutzen.

Eine gute Viertelstunde vor dem Meeting war ich in der Bankowa Straße eingetroffen. Normalerweise wird man am Eingang sehr streng kontrolliert. Seit es in der Zeit von Präsident Poroschenko einmal einem Gast gelang, eine Besprechung mit einer Smartwatch aufzuzeichnen, müssen sogar die Uhren abgegeben werden. An diesem Morgen kümmerte sich darum erstaunlicherweise niemand. Wer auf der Liste stand, wurde einfach durchgewunken. Alles machte einen etwas hektischen und improvisierten Eindruck.

Eine ganze Reihe von Kollegen und Bekannten hatte sich schon vor dem Besprechungssaal eingefunden. Das Treffen war im Erdgeschoss angesetzt, nicht wie sonst im vierten Stock. Der Präsident selbst führt seine Geschäfte von den oberen Stockwerken aus.

Die Vorahnung des Kriegs beherrschte alle unsere Gespräche. Werden die Russen tatsächlich einmarschieren? Oder ist alles nur heiße Luft, wie im letzten Jahr, als sie die Armee schon einmal an der Grenze aufmarschie-

ren ließen. Ich gab meine feste Überzeugung zu Protokoll, dass der Krieg kommen werde. Ein Bekannter, dessen Firma in Odesa Sonnenblumenöl herstellt, scherzte, wir könnten alle zu ihm ans Schwarze Meer flüchten. Ein anderer Kollege, Vertreter einer deutschen Firma, wandte ein, es sei günstiger, sich Richtung Westen abzusetzen. Dort könnte er uns dann gerne auf seinem Landsitz beherbergen. Als ich auf die Uhr schaute, war es fünf vor zwei.

Wenig später öffneten sich die Türen zum Versammlungsraum. Ich war angenehm überrascht, hatte ich doch angesichts der Lage und aufgrund früherer Erfahrungen eher mit langen Verzögerungen gerechnet. Die Tische waren in einem großen Viereck angeordnet. Pünktlich auf die Minute erschien der Präsident, zusammen mit seinem Wirtschaftsberater Rostyslav Shurma. Der Stabschef Andrij Jermak fehlte. Eigentlich macht Selenskyj ohne ihn keinen Schritt.

Zuerst bat uns der Pressedienst zur Gruppenaufnahme. Auch ein Kamerteam vom Fernsehen hatte sich eingefunden. Noch am Abend liefen die Bilder in den Nachrichten. Die Botschaft lautete: Ruhe bewahren! Alles ist unter Kontrolle. Der Präsident trifft sich mit Unternehmern, um sich gemeinsam mit ihnen um die Zukunft und das Wohlergehen des Landes zu kümmern. Am Ende kam bei dem Treffen nicht viel mehr heraus als genau diese Botschaft.

Als ich mir nachts die Nachrichten ansah, fiel mir schon damals etwas auf, das ich tagsüber gar nicht beachtet hatte. Aus der Ukraine waren zwar Firmenchefs aller Sparten anwesend, aber die meisten Vertreter der europäischen Unternehmen fehlten. Sie hatten unser Land schon vorsichtshalber verlassen.

AVALON

Mein Freund sitzt ganz hinten in dem Lokal, etwas abseits. Sonst verlieren sich nur zwei andere Personen an einem Tisch. Meistens ist es im Avalon leer. Immer wirkt es dort duster, abends wie tagsüber. Die Kellner gehen mit Lämpchen zwischen den Tischen umher, um nirgends anzuecken. Die Leute von der Regierung und vom Geheimdienst mögen den Ort. Sie verabreden sich hier gerne, um ungestört sprechen zu können.

Seine besten Jahre hat das Avalon lange hinter sich. Vor zwanzig Jahren galt es als der Treffpunkt der Kyjiwer Schickeria. Auf der Dachterrasse begegneten sich im Sommer die Reichen und die Schönen und alle die, die zur besseren Gesellschaft gehören wollten. Seither ging es mit dem Komplex bergab. Das Casino hat schon vor Jahren dicht gemacht. Die Disco gibt es nicht mehr. Die überdimensionierte Bar hat noch offen. Ab und zu kreuzt Kyjiws Bürgermeister Klitschko dort auf. Man munkelt, er sei der neue Besitzer.

Ich nehme Platz. Mein Freund gießt mir ein. Erst Whiskey, dann Cola.

– Trink das erst einmal. Das brauchst du jetzt.

Ich trinke mein Glas aus. Er sieht mich an und wartet. Als müsste ich bis zum letzten Schluck austrinken, um auf die Nachricht vorbereitet zu sein.

– Morgen früh um 4 Uhr geht es los.

Auch wenn ich das schon befürchtet habe, will ich es nicht ohne Weiteres glauben. Es macht manchmal einen sehr großen Unterschied, ob man etwas nur ahnt oder es mit Sicherheit weiß.

– Woher hast du das?

– Kann ich nicht sagen.

Am nächsten Morgen habe ich einen frühen Flug. Vielleicht gibt es sogar noch einen Weg, vor den ersten Bomben rauszukommen.

– Wie sicher ist die Information?

– Ganz sicher. Ich sage dir: morgen früh um vier beginnt der Krieg. Trink noch ein Glas. Du kannst es heute Nacht noch bis zur Grenze schaffen. Wenn du willst, kannst du noch Leute warnen oder in Sicherheit bringen. Dafür reicht die Zeit gerade.

Damit hat er recht. Bei guter Verkehrslage braucht man sechs, sieben Stunden von Kyjiw nach Polen oder Ungarn.

– Ich fliege morgen in die Türkei. Tut mir leid, das kann ich nicht, sagte ich, als müsste ich mich bei ihm entschuldigen.

– Vielleicht hast du mich nicht richtig verstanden. Ich sag es dir noch einmal: morgen um 4 Uhr geht es los. Ab morgen früh wird Kyjiw bombardiert. Dann fliegt nichts mehr. Du hast noch 7 Stunden Zeit.

Er gießt noch einen Whiskey ein, doch als er zur Colaflasche greift, halte ich ihn auf.

– Ich hätte lieber eine Cola Zero.

– Wieso Cola Zero?

– Ist doch egal. Ich mag es eben lieber.

– Das macht jetzt doch keinen Unterschied mehr.

So leicht überlasse ich mich nicht der Weltuntergangsstimmung.

– Ich trinke aber lieber Cola Zero.

Ich winke eine Kellnerin heran.

– Glaubst du etwa, dass Süßstoffe weniger schädlich sind als Zucker?

– Ja, das glaube ich. Und außerdem: wenn du lieber normale Cola magst, dann trink sie doch.

– Ich finde, Cola Zero hat einen ungesunden chemischen Beigeschmack.

Ich gebe meine Bestellung auf.

- Schön für dich. Dann kannst du jetzt ja die ganze Flasche austrinken.
- Ich habe letztens in einem Artikel gelesen, dass Süßstoffe krebserregend sind.

Nach dem dritten Glas Whiskey bin ich nach Hause gegangen, in meine Wohnung, die sich ganz in der Nähe der Bar befindet, nämlich direkt gegenüber vom Hauptquartier des Geheimdienstes. Zur Sicherheit sollte ich besser in meiner Firma Bescheid geben, kommt mir in den Sinn. Also setze ich mich zu Hause an den Tisch und rufe mitten in der Nacht mein Management zusammen, zwanzig Betriebsleiter von allen Höfen, Anlagen und Produktionsstätten aus allen Ecken des Landes.

- So wie es aussieht, wird es wahrscheinlich morgen losgehen, kündige ich an.

Auf meine Nachricht folgt ein Moment des Schweigens. Dann kommen all die Fragen, auf die ich auch keine Antworten weiß. Schlaftrunken versuchen wir zusammen, uns Schlachtpläne und Szenarien auszumalen. Würden sie im Süden angreifen? Im Osten? Oder vielleicht von Belarus, von Norden her? Schlimmstenfalls marschierten sie von allen Richtungen her ein. Aber am Ende wissen wir kaum mehr als zuvor, schon gar nicht, wie wir uns den Krieg vorzustellen haben. Es bleiben zu viele Unwägbarkeiten. Würde das Telefonnetz noch funktionieren? Würden wir uns morgen überhaupt noch sprechen können?

In der vagen Hoffnung, morgen doch noch verreisen zu können, packe ich den Koffer fertig. Während ich so die Ärmel zusammenlege und die Jacke über den anderen Sachen glattstreiche, kommt mir der Gedanke, dass Selenskyj gewusst haben muss, was mein Freund vom Geheimdienst mir gerade berichtet hat. Wenn die Information bereits nach außen dringt, wird den Präsidenten längst jemand gebrieft haben. Vielleicht schon vor Wochen. Vielleicht auch schon vor Monaten. Ob er vor vierzehn Tagen bei unserem Treffen im Palast schon Bescheid wusste?

Im letzten Herbst gab es in Kyjiw ein etwas geheimnisumwittertes Treffen. Ende November oder Anfang Dezember kam der CIA-Chef William

Burns zu Besuch. Das stand sogar in den Zeitungen. Über das, was er zu sagen hatte, wurde indessen nichts berichtet. Eine Woche nach dem Treffen hatte ich mich mit meiner alten Freundin Julija Swyrydenko zum Kaffee verabredet. Wir verstehen uns sehr gut, nicht zuletzt, weil sie aus derselben Gegend wie ich stammt. Sie war damals schon zur ersten Vizepremierministerin aufgestiegen. Daher ging ich davon aus, dass sie bei dem Treffen anwesend war.

- Julija sag, warst du bei dem Treffen mit dem CIA-Chef dabei?
- Ja.
- Und? Um was ging es?
- Das darf ich nicht sagen. Geheim.
- Verrate mir nur: Kommt da irgendwas? Gibt es einen Krieg?
- Ja. Wahrscheinlich ja. Deswegen war er hier. Aber mehr darf ich dir wirklich nicht sagen.

Sie hielt dicht. Obwohl das Treffen am Ende gar nicht so geheim ablief, wie es gedacht war. Sehr zum Unwillen der CIA-Leute hatte Selenskyj seine ganze Regierung mitgeschleppt, insgesamt mehr als 20 Leute. Dazu kamen der US-Botschafter und die Abordnung des CIA.

Eigentlich bin ich Optimist. Aber ich handele vorausschauend. Und wenn die Lage danach ist, bereite ich mich vor. Was den Ausbruch des Kriegs anbelangt, bin ich daher ins Lager der Pessimisten gewechselt, aus guten Gründen.

Als alles gepackt ist, kann ich noch immer nicht einschlafen. Meine Wohnung steht voller Konserven, Nudeln, Reis, auch Wasser. Ich habe letzte Woche alle nötigen Vorräte eingekauft. Mein Assistent Wasja hat sich noch über mich lustig gemacht, als wir sie in die Wohnung geschafft haben.

Das flache Land, so habe ich es mir ausgemalt, wird der russischen Armee kaum etwas entgegenzusetzen haben. Aber eine Stadt zu erobern, das kann sehr schwierig werden und sich hinziehen. Also brauche ich Nahrungsmittel für mehrere Wochen, dachte ich.

ENTE

Anfang der Woche habe ich noch meine Mutter auf dem Land besucht. Sie hatte mich eingeladen, weil sie frisch Enten geschlachtet hatte. Das ist ein Pflichttermin für die ganze Familie. Meistens versuche ich sie abzuwimmeln. Aber sie lässt nicht locker.

– Lyoscha!

Sie ruft mich immer mit der Kurzform meines Namens.

– Am Montag schlachte ich die Enten. Und wenn du nicht kommst, um deinen Teil abzuholen, jage ich die Viecher eben zu Fuß zu dir nach Kyjiw.

Da mir ohnehin nichts anderes übrigblieb, beschloss ich, die Fahrt noch anderweitig zu nutzen. Es war eine eiskalte Nacht. Ich brach im Morgengrauen auf. Am Vormittag wollte ich unsere neue Milchanlage besichtigen. Sie lag direkt an der Grenze zu Belarus, in dem Ort Welykyj Ostriw. Wir hatten in den Betrieb vier Millionen Euro investiert. 1000 Milchkühe standen schon in den Ställen. Rund um die Anlage hatten wir eine eigene Infrastruktur errichtet, mit Küche, Büro, Gasträumen, alles auf dem neuesten technischen Stand – ein Vorzeigebetrieb, der Maßstäbe setzt, was die Milchproduktion betrifft.

Was mich schon auf der Fahrt in meinen Befürchtungen bestärkte, waren die Militärposten an der Straße. Sie hielten mich an, sobald ich nur in die Nähe der Grenze kam. Das war mir vorher noch nie passiert. Was ich in der entlegenen Gegend zu suchen habe, wollten sie wissen. Als ich ihnen erklärte, dass ich der Besitzer des Betriebes sei, ließen sie mich weiterfahren. Auch auf dem Weg zu meiner Mutter kamen wir an einem weiteren Posten vorbei.

Unterwegs machte ich halt bei einem großen Einkaufszentrum in Tschernihiw, um für meine Mutter Vorräte und Lebensmittel einzukaufen.

Meine anderen Geschwister konnten für sich selbst sorgen, dachte ich, aber die alte Frau mit ihren über 80 Jahren nicht. Also lud ich meinen Jeep voll mit Konserven, Nudeln und Reis.

Die Woche zuvor hatte ich bereits meinen Finanzmanager gebeten, bei meiner Filiale 30 000 Euro und 500 000 Hrywnja in bar für mich bereitlegen zu lassen. Wer weiß, ob die Bankautomaten im Krieg noch Scheine hergeben.

Mein Bruder Mykola, oder auch Nikolaj, war aus dem Nachbardorf gekommen, zusammen mit seiner Frau Larysa. Er hat kaum etwas gesagt. Das ist immer so. Er ist ein schweigsamer Zeitgenosse. Wenn überhaupt, dann unterhält er sich am liebsten mit meiner Mutter. Stundenlang können die beiden am Fenster sitzen und über eine Kuh reden, die draußen auf der Wiese grasst. Welchem Bauern gehört sie wohl? Wahrscheinlich ist sie von Katja. Ach nein, aber nicht doch. Das ist aber diese und jene Rasse. Was für eine schöne Kuh! Sie gibt bestimmt 30 Liter Milch am Tag.

Seine Frau stammt aus Riwne, im Westen der Ukraine. Man hört es ihr an, denn sie spricht, im Gegensatz zu unserem nah am Weißrussischen und Russischen liegenden Akzent, ein ausgesprochen breites Ukrainisch.

Meine Schwester Walentyna war nicht gekommen. Sie wohnt in Kyjiw und lässt solche Treffen meistens ausfallen. Dafür kam meine andere Schwester Tetjana. Sie wohnt im selben Dorf gleich um die Ecke. Sie ist gerade 60 geworden und ständig unzufrieden. Mit 18 hat sie geheiratet, mit 19 einen Sohn bekommen. Glücklicherweise ist sie in ihrer Ehe nicht geworden, und als dann noch der Bruder ihres Mannes einzog, ein alleinstehender Alkoholiker, hat das die Sache nicht besser gemacht. Jetzt muss sie eben mit zwei Männern leben, sagt sie. Immer hat sie etwas zu jammern. Eine Krankheit folgt auf die andere. Und alle anderen sind an ihrer Misere schuld. Seit sie pensioniert ist, verbringt sie die meiste Zeit des Tages im Internet und auf Facebook. Sie verfolgt alle Nachrichten und weiß über alles, was sich auf der Welt ereignet, bestens Bescheid.

Als wir alle am Tisch saßen, kam ich auf den drohenden Krieg zu sprechen.

– Ob ihr mir glaubt oder nicht, es wird wahrscheinlich zum Krieg kommen.

Tetjana verzog das Gesicht, als wolle sie deutlich zum Ausdruck bringen, dass ich jetzt wieder spinne. Mein Bruder sagte nichts.

– Wahrscheinlich kommen die Russen auch von Norden. Wenn sie kommen, verhaltet euch ruhig. Verzieht euch in den Keller, wenn nötig. Es kann gut passieren, dass alle Telefonleitungen und auch das Internet dann nicht mehr funktionieren. Bleibt ganz ruhig.

Meine Schwester fasste sich an den Kopf. Ich rechnete nicht ernsthaft damit, sie zu überzeugen. Meine ganze Familie ist bis zum Umfallen stur. Alle. Je mehr ich mich bemühte, sie von der drohenden Gefahr zu überzeugen, desto mehr rollte meine Schwester mit ihren Augen und desto schweigsamer wurde mein Bruder. Meine Mutter sah zu Boden.

Ich drückte allen jeweils 50 000 Hrywnja in die Hände und ermahnte sie, gleich morgen noch auf den Markt in die Bezirkshauptstadt Korjukiwka zu fahren, um genügend Vorräte einzukaufen. Auch mit Kerzen sollten sie sich eindecken. Wer weiß, ob der Strom noch funktioniert. Wahrscheinlich würde auch das Benzin knapp werden. Also am besten alle Reservekanister füllen.

Als ich fertig war, grinste meine Schwester mich schief an und machte eine spitze Bemerkung. Bald hatte sich die etwas düstere Stimmung, in die ich alle versetzt hatte, wieder aufgelockert, da sie sich gemeinsam über meinen Anfall grundloser Panik amüsierten.

– Das Problem, erklärte Tetjana, sind ohnehin die blöden Amerikaner. Sie machen überall Ärger und haben nur Unfug im Kopf.

Meine älteste Schwester steht so gut wie immer auf der falschen Seite der Geschichte. Nach dem ersten Maidan im Jahr 2004 stimmte sie, zusammen mit allen anderen in der Familie, für Janukowitsch und behauptete, Juschtschenko sei ein Anhänger des Faschisten Stepan Bandera. Poroschenko verachtete sie ohnehin. Er würde das Land nur weiter ins Verderben führen. Dann kam Selenskyj. Bei dem machte sie eine Ausnahme. Auf ihn ließ sie nichts kommen. Selenskyj wird alle unsere Probleme lösen, hieß es plötzlich. Er wird uns retten. Er wird die Oligarchen davonjagen und mit all den Reichen kurzen Prozess machen. Selenskyj ist unser Held. Dabei ist sie bis heute geblieben.

- Gestern Abend hat doch der Präsident höchstpersönlich noch im Fernsehen betont, dass nichts passieren wird.
- Aber schaut doch mal: die ganze Welt redet schon vom Krieg. Die ersten Flüge sind schon gestrichen.

Nichts zu machen. Meine Familie ist nicht nur stur und politisch irregeleitet. Sie glauben auch steif und fest alles, was ihnen ihr Präsident in seiner abendlichen Videoansprache erzählt. Unter der Landbevölkerung hat Selenskyj eine ungeheure Ausstrahlung und Überzeugungskraft.

- Nein. Putin wird uns nie angreifen. Nie und nimmer!

Das behauptete meine Schwester mit felsenfester Überzeugung. Mykola nickte. Meine Mutter schwieg, vermutlich aus Höflichkeit mir gegenüber.

Vielleicht verstehen sie ja dieses Mal, wie falsch sie liegen, denke ich, während ich Hemden und T-Shirts falte und in den Koffer lege und nebenbei die Nachrichten schaue. Soll ich nun doch noch nach Tschernihiw fahren, um meine Mutter aus unserem Heimatdorf zu holen? Vermutlich würde sie gar nicht mitkommen wollen. Du spinnst ja, Alex, beruhige dich erst einmal! Vielleicht würde ich so nah vor der Grenze den russischen Soldaten geradewegs in die Fänge fahren.

In der Türkei wird es schon warm sein. Nicht Minusgrade wie in Kyjiw. Ich lege allerlei bunte Sachen, Hemden und kurze Hosen in den Koffer, für den Frühling im Süden. Obendrauf kommt meine gelbe Jacke, für die milden Abende am Meer. Dann lege ich mich aufs Bett, um nach dem langen Tag kurz die Beine auszustrecken.

BOMBEN AM MORGEN

Ein Klirren schreckt mich aus dem Schlaf. Es hört sich an, als sei irgendwo im Haus eine Lampe von der Decke gekracht und auf dem Boden zerschellt. Aus größerer Ferne folgt eine Reihe von Schüssen, helle scharfe Schläge. Dann reißt mich ein dumpfer Knall in nächster Nähe aus dem Bett. Um Gottes willen, sie haben das Gebäude des Geheimdienstes getroffen, denke ich.

Es ist kurz nach vier Uhr. Der Krieg hat tatsächlich begonnen. Wie kann man nur so dumm sein. Ich stehe auf und schaue hinaus, wobei ich Abstand vom Fenster halte, genau wie mir gestern Abend noch in einem Video geraten wurde. Irgendwo in der Ferne sind Sirenen zu hören.

Um fünf Uhr klingelt das Telefon. Meine Assistentin ist in der Leitung. Schnippisch, als sei sie beleidigt, wegen eines lästigen Ärgernisses aufstehen zu müssen, verkündet sie:

- Guten Morgen Herr Lissitsa. Ihr Flug in die Türkei ist gecancelt.
- Danke, das habe ich mir schon gedacht.

Vielleicht sollte ich den Freund anrufen, mit dem ich am Flughafen verabredet bin. Er hebt schlaftrunken und müde ab. Die neue Lage will er gar nicht wahrhaben.

- Das wird sich schon rasch regeln.
- Nein, das regelt sich nicht, und schon gar nicht schnell.
- Fahren wir mal zum Flughafen und schauen.
- Das brauchst du nicht mehr versuchen. Jetzt ist Krieg. Da fliegt erst einmal nichts mehr.
- Ach Quatsch. Sie werden uns umbuchen.

Den Rest des Morgens verbringe ich damit, alle möglichen Nachrichten zu verfolgen. Es ist unmöglich, sich einen Überblick zu verschaffen. Der

Fernseher läuft ohne Unterbrechung. Ich schalte von einem Kanal zum nächsten. Ständig klicke ich im Netz wieder und wieder auf dieselben Seiten, um zu wissen, was los ist. Ich melde mich bei den verschiedensten Telegram-Kanälen an, die kreuz und quer alle möglichen Bilder und Nachrichten verbreiten. Tatsächlich scheinen die russischen Soldaten von allen Seiten her zu kommen.

Ich rufe meine Mutter an. Noch hat sie keine feindlichen Soldaten gesehen. Ich hätte auf die Warnung meines Freundes hören sollen. Vielleicht wäre es doch richtig gewesen, sie noch gestern Nacht zu holen. Sieben Stunden wären es hin und zurück gewesen. Wir hätten es gerade noch vor den ersten Bomben zurück in die Hauptstadt geschafft. Vielleicht auch nicht.

Nun ist es ohnehin zu spät. So sitze ich zu Hause und lasse mich von der Flut der schlechten Nachrichten überrollen. Draußen heulen immer wieder die Sirenen. Um sechs Uhr erscheint wie verabredet Walentyn, mein Chauffeur. In der Stadt herrscht völliges Chaos. Alle Straßen sind verstopft.

Walentyn ist in großer Sorge. Er hat eine Familie, Frau und zwei Kinder. Sollen sie in der Stadt bleiben? Noch kommt man aus Kyjiw hinaus. Wer weiß, wie lange sich die Russen aufhalten lassen. Von Nordwesten her rücken ihre Truppen am rechten Flussufer auf die Stadt vor. Schon nähern sie sich den nördlichen Vororten. Im Lauf des Vormittags kommen Nachrichten von Fallschirmspringern an einem Flughafen westlich der Stadt. Er hat ein Haus auf dem Land. Ich rate ihm, seine Familie dorthin zu bringen.

Bald danach kommt Wasja bei mir vorbei, mein Assistent und engster Mitarbeiter. An der Lage hat sich nichts geändert. Jetzt noch zu versuchen, die Stadt zu verlassen, macht keinen Sinn. Wir würden Stunden im Stau verbringen. Ein Kollege ruft an, der Chef eines großen Agrarunternehmens.

– Alex, wie geht es dir? Wo bist du?

– Ich bin in Kyjiw, alles in Ordnung. Du?

– Ich stehe an der ungarischen Grenze. Wusstest du nicht Bescheid?

– Doch.

Wahrscheinlich hatte er sich schon auf den Weg gemacht, als ich noch im Avalon Whiskey trank. Wie viele Leute werden gewarnt worden sein?

Vielleicht einhundert. Tausend werden es kaum gewesen sein. Über Nacht muss sich die Nachricht wie ein Virus verbreitet haben. Jeder der Benachrichtigten wird sie wieder an mindestens zehn Freunde weitergegeben haben. Mit jedem Weitererzählen wird sie sich mehr in ein Gerücht verwandelt haben.

Ich setze mich mit Wasja zusammen, um zu besprechen, was wir tun können. So rasch wie die Russen vorrücken, bleibt uns nicht viel Zeit. Wir müssen uns bald entscheiden, ob wir bleiben wollen oder die Stadt doch noch zu verlassen versuchen. Die Straßen nach Nordwesten und Westen sind schon zu. Richtung Osten riskieren wir, den russischen Streitkräften geradewegs in die Arme zu laufen. Bleibt der Ausweg nach Süden. Dort ist alles verstopft. Wir beschließen, bis zum Abend zu warten. Ich bin am Überlegen, was ich am besten mitnehme. Da fällt mir ein, dass mir meine Mutter am Montag all die Vorräte mitgegeben hat. Vier Hühner und fünf Enten liegen in der Tiefkühltruhe. Und nicht nur das. Mein Bruder führt ja ebenfalls eine kleine Landwirtschaft. Beim Abschied ging er zu seinem Auto und zog eine dicke Schwarte Speck und ein riesiges Stück Schweinefleisch aus dem Kofferraum. Die liegen neben dem Geflügel.

Wenn wir nun Kyjiw verlassen, wer weiß, wann wir zurückkommen. Dann wird das gute Fleisch verderben. Es gibt nun eine Sache, die jeder, der je auf dem Land gearbeitet hat, schwer übers Herz bringt. Nahrungsmittel wirft man nicht weg, schon gar nicht die, in denen die eigene Arbeit steckt. Ich fühlte mich also beinahe moralisch verpflichtet, mich um all das Fleisch zu kümmern, das mir mein Bruder und meine Mutter mitgegeben haben. Und um der ganzen Sache noch einen Nutzen abzugewinnen, fällt mir ein, dass wir uns bestimmt glücklich schätzen werden, wenn wir auf der Fahrt etwas Leckeres zu Essen dabei haben. Ich sehe uns schon mitten im tief verschneiten Wald stehen und die leckeren lauwarmen Entenknochen abnagen.

Also mache ich mich daran, immer mit einem Ohr und Auge bei den neuesten Nachrichten vom Verlauf des Überfalls, zwei große Enten ins Backrohr zu schieben. Die Enten meiner Mutter schmecken ausgezeichnet. Aber es sind natürlich ganz andere Tiere als die Enten, die man in den Supermärkten kauft. Die durchschnittliche Industrieente lebt genau 56 Tage. Dann wird sie geschlachtet. Die Enten meiner Mutter dagegen laufen fröhlich gackernd fast ein halbes Jahr lang hinterm Haus umher. In

den letzten vier Monaten wachsen sie nicht mehr. Aber sie hören nicht auf zu essen. Das heißt, dass sie ordentlich Fett ansetzen. Man hört es im Backofen spritzen. Manchmal zucke ich dabei für einen Moment zusammen. Denn seit ich heute morgen die ersten Raketen gehört habe, schreckt mich jedes Geräusch auf, das sich auch nur entfernt nach einer Explosion oder einem Knall anhört. Eigentlich, so denke ich, ist es gar nicht schlecht, dass ich mich an diesem furchtbaren Tag mit etwas ablenken kann. Sonst hätte ich Stunde um Stunde mit den Nachrichten zugebracht.

Während die Enten im Ofen brutzeln und Fett zischend in den Bräter tropft, wende ich mich den Hühnern und dem Stück Schweinefleisch zu. Mein Bruder hat es mir sehr ans Herz gelegt. Er habe gerade erst heute morgen geschlachtet und das beste Stück extra für mich beiseitegelegt.

DIE FLUCHT

Gegen Abend scheint die Lage in Kyjiw stabil genug zu sein. Eine Ausfallstraße nach Westen ist offen. Dagegen heißt es, die Autobahn in Richtung Odesa sei gesperrt. Offenbar haben die Russen dort einen Militärflughafen angegriffen. Der Verkehr hat sich trotzdem ein wenig beruhigt. Also versuchen wir, die Stadt zu verlassen. Das Ziel ist es, uns zu Wasjas Eltern durchzuschlagen. Sie wohnen bei Riwne, gut dreihundert Kilometer westlich von Kyjiw. Zur Not wären wir von dort aus sogar in drei Stunden in Polen.

Um sechs Uhr fahren wir los. Es ist schon dunkel. In einer langen Schlange von Autos schleichen wir über Nebenstraßen durch verschneite Felder und Wälder. Es geht nur langsam voran. Überall am Straßenrand stehen Autos, die liegen geblieben sind, vielleicht weil sie keine Winterreifen haben, weil sie von der Fahrbahn abgekommen sind oder weil der Tank leer ist. Hinter manchen Fenstern sieht man im Streiflicht Gesichter aufblitzen. Andere Autos scheinen leer zu sein. Immer wieder stehen oder gehen Leute am Straßenrand, oft auch ganze Familien mit Kindern. Einige werden sich noch retten können. Andere werden in der eisigen Nacht nahezu erfrieren, fürchte ich. Plötzlich tritt mir die Szene aus dem Film Titanic vor Augen. Die letzten Lichter auf dem Schiff erlöschen. Das Heck richtet sich noch einmal trotzig auf. Dann gleitet es in die Tiefe hinab. Überall treiben Menschen in der Dunkelheit im eiskalten Meer. Dazwischen dümpeln die Rettungsboote. Noch rufen viele Ertrinkende um Hilfe, doch ihre Stimmen ersterben. Das Bild will mir nicht mehr aus dem Kopf.

Nach anderthalb Stunden gelangen wir zu einem kleinen Ort namens Bila Zerkwa. Direkt an der Landstraße finden wir einen offenen Supermarkt. In der Ukraine ist es im Gegensatz zu Deutschland ganz normal, dass Läden die ganze Nacht offenbleiben. Ich bin durstig und brauche dringend etwas, um den fettigen Nachgeschmack der Ente zu neutralisieren.

Bier mag ich nicht. Das Weinregal ist so gut wie leer gekauft. Außerdem haben wir keinen Korkenzieher dabei. Also suche ich irgendeine Flasche mit Schraubverschluss. Mir ist schon fast egal, was drin ist, Hauptsache, es hilft gegen das Entenfett. Ich entscheide mich für eine Flasche Portwein.

Die Stimmung in dem Laden ist bedrückend und finster. Kaum jemand sagt etwas. Das leise Schluchzen und Weinen einer jungen Frau an der Kasse hallt durch den ganzen Raum.

Als ich zum Auto zurück gehe, kommt ein wildfremder Mann auf mich zu.

– Wie ist es in Tschernihiw?

Er muss am Nummernschild gesehen haben, woher mein Wagen kommt.

– Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir sind heute Abend in Kyjiw losgefahren. Aber soweit ich weiß, stehen die Russen schon kurz vor der Stadt.

Ich will den Parkplatz vor dem Supermarkt so schnell wie möglich verlassen. Die beklemmende Stimmung gruselt mich. Unter normalen Umständen dauert die Fahrt von Kyjiw nach Riwna um die vier Stunden. Der Umweg über all die Landstraßen und der dichte Verkehr hat die Fahrzeit glatt verdoppelt. Die Hälfte einer Ente und ein gutes Stück Schweinebraten haben wir schon verspeist. Gläser oder Becher gibt es nicht, also trinke ich dazu den Portwein aus der Flasche. Wasja fährt. Ich versuche zu schlafen, aber es gelingt mir nicht. Die Flasche ist bald leer. Der Nachgeschmack will nicht vergehen. Mein Mund ist schrecklich verklebt von dem süßen Zeug.

Um vier Uhr in der Früh kommen wir bei Wasjas Eltern an. Es ist stockdunkel im Dorf. Rundum bellen die Hunde, keine Menschenseele ist unterwegs. Das Tor wird geöffnet.

Um die Mama hat sich die ganze Familie versammelt. Wenn schon einmal der Sohn kommt und hohen Besuch mitbringt. Der Tisch steht voll mit allen Speisen, die die Vorratskammer hergibt. Wahrscheinlich hat die arme Mutter die halbe Nacht in der Küche zugebracht. Es gibt eine warme Suppe, Brot, Wurst, Fisch, Käse. Dazu kommen unser gegartes Schwein und die Reste von Huhn und Ente. Ich kann all das Essen gar

nicht sehen. Mir wird davon ganz übel. Das viele Fett hat sich in meinem Magen verklumpt, dazu kommt der schreckliche Nachgeschmack von Portwein und Salz. Ich wünschte, ich wäre nicht hier, sondern irgendwo anders, in aller Ruhe in irgendeinem Bett.

Da sitzt der Vater, neben ihm die Mutter, da sitzt der kleine Sohn, und alle schauen mich an. Wie weiter? Ich bringe kein Wort über die Lippen. Sie warten alle darauf, dass ich irgendetwas sage, denke ich. Aber ich bringe kein Wort heraus.

– Essen sie bitte, Alex Mykolayowytsch. Wollen sie nicht ein wenig von dem Fisch probieren?

Ich sollte vielleicht wenigstens aus Höflichkeit versuchen, etwas zu mir zu nehmen. Aber es ist unmöglich. Schon der Gedanke daran lässt mich erschauern. Da mischt sich der Vater ein:

– Vielleicht wollen sie ein Gläschen Samogonka?

Mich schüttelt innerlich. Samogonka ist selbstgebrannter Wodka.

– Nein, um Gottes willen, nein. Lieber nicht.

Die Mutter winkt ab.

– Vielleicht ein Gläschen Tee.

Ein wenig Tee kann ich zu mir nehmen. Dazu ein Glas Wasser. Eine Weile lang schaue ich Wasja zu, dem es tatsächlich gelingt, noch etwas in sich reinzustecken. Er hat keinen Portwein getrunken. Daran muss es liegen. Mir ist noch immer sowas von schlecht.

Endlich kommt der erlösende Augenblick. Die Mutter schaut mich an und hat ein Einsehen:

– Vielleicht wollen Sie schon mal schlafen gehen.

– Ja! Danke!

– Sie werden wahrscheinlich nichts mehr essen?

– Nein, danke. Ich esse lieber morgen. Alles. Ehrenwort.

– Also morgen früh. Versprochen?

– Ja!

Mit einem tiefen Gefühl von Erleichterung falle ich ins Bett.

EINMARSCH

Morgens versuche ich als erstes, meine Mutter zu erreichen. Die Telefonleitung ist tot. Nach allem, was in den Nachrichten zu hören ist, müssen die Russen gleich am Nachmittag durchs Dorf gekommen sein. Es gibt dort nichts zu holen, also werden sie sich nicht lange aufgehalten haben, hoffe ich.

Gerade als ich mich zum Frühstück fertig machen will, ruft einer meiner Betriebsleiter an, ganz in Panik.

- Weißt du, wo das Getreide ist, das wir gestern verladen haben?
- Keine Ahnung. Woher soll ich das wissen?
- Es ist ein ganzer Zug. Er sollte nach Odesa unterwegs sein. Meinst du, er ist durchgekommen?

Seine Panik ist nur zu verständlich. Ein wesentlicher Teil seiner Jahresernte droht verloren zu gehen.

- Das spielt doch jetzt keine Rolle.

Was ändert es schon an der Misere, ob das Getreide nun hier ist oder dort, oder irgendwo auf dem Weg nach Odesa oder zerbombt und verbrannt. Ich setze mich zurück aufs Bett. Für einen Moment fühle ich mich kraftlos und überwältigt. Es fällt mir schwer, überhaupt einen klaren Gedanken zu fassen. Jede Sicherheit ist verloren. Es ist mir vollkommen unklar, an welcher Stelle ich überhaupt anfangen soll, etwas zu tun. Dass ich völlig unausgeschlafen bin, mag den Eindruck von Durcheinander und Bedrohung verstärken. Erst einmal brauche ich einen Kaffee. Hätte ich nicht doch wenigstens meine Mutter aus dem Dorf herausholen sollen? Und noch andere Verwandte? Immerhin bin ich einer der wenigen, die schon einen Tag vorher Bescheid wussten, was kommt. Aber im Grunde genommen wusste ich es eben doch nicht, weil ich mir beim besten Willen nicht

vorstellen konnte, was genau geschieht, wenn ein Krieg beginnt. Ich habe mir alles Mögliche ausgemalt, mich innerlich auf dieses oder jenes vorzubereiten versucht. Aber in dem Moment, in dem es losgeht, ändert sich alles.

Und nun sitze ich in einem Dorf in der Westukraine im Gästezimmer der Eltern meines Assistenten. Ich fühle mich, als sei ich in eine andere Welt geschleudert worden. Vor zwei Tagen habe ich noch eine der größten Agrarfirmen der Ukraine geleitet.

Und jetzt sitze ich auf dem Bettrand und hoffe, dass Wasjas Mutter zum Frühstück weder Ente noch Hühnchen aufischt. Vielleicht gibt es eine Kartoffelsuppe. Das isst man in der Ukraine, speziell auf dem Land, morgens gerne.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de